



Bromberg, Sonntag, den 4. August.

Ich habe geliebt.

Ich habe getrunken der Sonne
 Allverzehrende Glut,
 Ich habe tief im Schatten
 Des Silbermondes geruht.

Auf jagenden Winden gezogen
 Bin ich über alle Welt,
 Hab' Sterne am Himmelsbogen
 Mir zu Gespielen gestellt.

Und Elfen und Nixen sangen
 Mir Lieder so süß und fein,
 Und alle Wolken schwammen
 Im rosigten Zauberchein.

Da fragten der Mond und die Sonne:
 Ob's wohl noch Schön'res giebt?
 Ich jauchzte entgegen voll Wonne:
 Ich habe geliebt, geliebt!

Johanna Ambrosius.

Das Geheimnis von Szambo.

Novelle von B. Milár Gersdorff.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Auf den ersten Blick erkannte Hagen die zierliche und noch unausgeschriebene Hand. Er stutzte. Das wäre doch ein komischer Zufall, dachte er, indem er wirklich gespannt den Brief erbrach. — Jedes Wort darin atmete Glückseligkeit und er — der älteste Freund ihres Vaters, ihr lieber „Onkel“ — sollte früher als alle anderen an ihrem Glück teilnehmen. Sie schmeichle sich, sich ein klein wenig in sein gutes Herz hineingescherzt zu haben, und hoffe, daß trotz ihrer Verlobung zwischen ihnen alles beim Alten bliebe. Noch an diesem Morgen würde ihn die vertrauliche Mitteilung aufs tiefste erregt haben — jetzt war es nur Szubigas Prophezeiung — so rasch eingetroffen — die ihn beschäftigte. Halb belustigt, halb ärgerlich rief er: „Ja, bin ich denn behert? — Treiben böse Geister ihr Spiel mit mir?“ — Er lachte

hell auf. — „Dummes Zeug — was will das sagen? Der Zufall hat schon wunderlichere Dinge zu stande gebracht!“ — Da fiel ihm Szubigas zweite Prophezeiung ein, ihr verlorenes, gebrochenes Wesen nach derselben, ihr tieftrauriger Blick beim Abschied, und Adolf Hagen durchrieselte ein leiser Schauer. —

Im Hause Belle-Alliancestraße 58 konnten die Klatschbasen nicht zur Ruhe kommen. Nachdem Frau Elsa Schulze in ihrer Sache gegen Szubiga von Szadovanovits den Kürzeren gezogen, war es sämtlichen Hausbewohnern sonnenklar, daß nunmehr von einer Veröhnung der beiden Parteien keine Rede mehr sein könnte. Desto größer war daher die Ueberraschung, als eines Tages Frau Schulze in Worten höchster Anerkennung von Szubiga sprach, und als vollends bald darauf die Kunde von einem Freundschafts-



Der letzte Freund. Gemalt von C. Kasch.

bündnis zwischen Klara und Jjubiza sich verbreitete, kannte das allgemeine Erstaunen keine Grenzen mehr. Kopfschüttelnd wurde die schier ungläubliche Neugierde von einer zur anderen getragen und nach jeder Richtung hin mit der Gründlichkeit erörtert, die allein der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen schien.

Klara hatte in der That den mit ihrer Mutter verabredeten Besuch bei Jjubiza gemacht und war von letzterer aufs Freundschaftlichste empfangen worden; der Aufforderung, bald wieder zu kommen, war sie um so lieber gefolgt, als sie sich vom ersten Augenblick an zu Jjubiza hingezogen fühlte, und da diese ebenfalls an Klaras Wesen Gefallen fand, so konnte es nicht fehlen, daß die trotz aller äußerlichen Verschiedenheit innere Uebereinstimmung der beiden jungen Mädchen sich bald zu inniger Freundschaft entwickelte.

Die träumerisch schwermüthige Jjubiza entfloß in Gesellschaft der heiteren, lichtumflossenen Klara gleichsam der Nacht in ihrem Innern, — Klaras Phantasie dagegen wurde von dem mythischen Schleier, der ihre neue Freundin umwob, in lebhafter Weise angeregt. Gespannt lauschte sie Jjubizas Erzählungen aus ihrer ungarischen Heimat, von den Pustakindern, unter denen Liebe wie Haß in verjüngenden Gluten lodern, wo des Zigeuners Fiedel — während die weinberauschten Paare in wilden Reigen dahinflasen — weint und jauchzt. Und wie verstand Jjubiza zu erzählen! In ihr schien verkörpert, was sie darstellen wollte; für höchstes Glück und tiefstes Leid fand sie den rechten Ton. Sie jubelte mit denen, die sich nach heißen Kämpfen zur Liebeseligkeit durchgerungen, weinte und klagte mit der armen Verlassenen, und wie glühten ihre Wangen, wie wogte ihre Brust, wenn sie die Rache schilderte, die den treulosen Verführer getroffen.

Wenn Klara in Jjubiza eine wahre Freundin gefunden, so war ihr gleichzeitig in Oswald Reinecke ein aufrichtiger und treuer Freund erstanden. Seit jenem Tage, wo sie sich gegenseitig ausgesprochen hatten, sahen sie sich fast täglich; er harterte ihrer in der Nähe des Schulgebäudes, um sie nach gern gewährter Erlaubnis nach Hause zu begleiten. Auch zwischen ihnen fehlte es nicht an Unterhaltungsstoff und beide bedauerten im Geheimen oft genug die Kürze des Weges, die den liebgewordenen Begegnungen jedesmal so bald ein Ziel setzte. Wenn sie sich trennten, hatte jeder für den andern einen freundlichen Nachgedanken; Oswald nannte Klara ein herzengutes, fast zu geschweigen Mädchen und war fest überzeugt, daß sie einen Mann ganz glücklich machen würde; ob er selber dieser Mann, darüber war er sich freilich noch nicht recht klar, wengleich ihn der Gedanke, es könne auch ein anderer sein, schon wiederholt beunruhigt und verdrossen hatte. Klara dachte nicht so weit; sie mochte Oswald wegen seines offenen, freien Wesens und freute sich über seine Anhänglichkeit; etwas mehr kam ihr höchstens vorübergehend in den Sinn, wenn er in Rede und Blick außergewöhnlich warm wurde oder, durch irgend eine Neckerei veranlaßt, eifersüchtige Regungen offenbarte.

So war das Verhältnis der beiden ein durchaus harmloses und unbefangenes; in guter Kameradschaft hielten sie zusammen, teilten ihre kleinen Sorgen und Freuden, ohne über die Gegenwart hinaus zu denken. Sie ahnten demnach auch nicht, daß ihr Verkehr bereits den Bewohnern des Hauses in der Belle-Alliance-Straße Stoff zu den eingehendsten Betrachtungen gegeben, die nimmer ruhende Klatsch- und Skandalhucht ihn zu einem regelrechten Liebesverhältnis gestempelt hatte.

Es dauerte selbstverständlich auch nicht lange, bis Mama Schulze allerhand mehr oder weniger verblühte Andeutungen zu hören bekam, die sie zwar anfangs nicht beachtete und später mit Entschiedenheit zurückwies; als indes die bösen Zungen immer deutlicher wurden, schließlich sogar ein — allerdings anonym — Brief in ihre Hände gelangte, der das Liebesverhältnis zwischen ihrer Tochter und Doktor Reinecke als unbestreitbare Thatsache hinstellte, geriet sie doch einigermaßen außer Fassung. „Meine Klara — mein Kind —, nee, ist so was menschenmöglich?“ wiederholte sie immer von neuem. „Und hinter dem Rücken ihrer Mutter? Nee, ich kanns nicht glauben! — Aber wenn doch was dran wäre? — Der Sache muß ich auf den Grund kommen!“

Nachdem Frau Elsa zu diesem vernünftigen Entschluß gelangt war, zerbrach sie sich eine Weile den Kopf, wie sie am schnellsten und sichersten hinter den wahren Sachverhalt kommen könne. Sollte sie Klara gleich gehörig ins Gebet nehmen? Oder vielleicht lieber zuerst an Doktor Reinecke schreiben und von ihm Aufklärung verlangen? Er wäre ihr ja im Grunde als Schwiegersohn soweit ganz recht gewesen, aber auf die Manier! — Und dann hatte er noch gar zu wenig Aussichten — nein, da mußte sie doch vorläufig danken! Plötzlich kam ihr ein Einfall; sie warf einen Blick auf die Uhr und sagte: „In zehn Minuten vier — da ist ja die Schule gleich aus. Das Beste wird sein, ich gehe der Kläre entgegen, da sehe ich

ja gleich, ob sie allein oder ob der neugebackene Doktor bei ihr ist.“

Gesagt, gethan. Frau Elsa warf eiligst ihren Mantel über, setzte den Hut auf, überließ in der Küche einem gelinden Herdfeuer die sachte brodelnden Töpfe und stieg, nachdem sie die Wohnung sorgfältig verschlossen, um ihre Erregung zu verbergen, langsam die Treppen hinab. Selbst auf der Straße noch hielt sie das ihrer Körperfülle angemessene bedächtige Tempo ein, während sie scharf nach rechts und links auslugte, um sich nicht etwa das gesuchte Paar entgehen zu lassen. Schon war sie in der Nähe des Schulgebäudes angelangt, ihre Spannung aufs Höchste gestiegen, da — richtig, kamen ihr die beiden völlig Ahnungslosen, im Gespräch vertieft, entgegengeschlendert. Bei diesem Anblicke stieg ihr das Blut zu Kopf, daß sie ein Schwindel ergriff und sie sich einige Augenblicke gegen den nächsten Laternenpfahl stützen mußte; aber schnell gewann sie ihre Fassung wieder und schritt mit zornfunkelnden Augen auf das Pärchen zu.

„Ah, die Leute haben also wirklich recht!“ rief sie so laut, daß die Vorübergehenden aufmerksam wurden, „das Fräulein läßt sich von ihrem Cavalier nach Hause bringen! Ei, das nimmt sich ja für eine Lehrerin besonders gut aus!“

Oswald und Klara waren bei der unvermutheten Begegnung, von gelindem Entsetzen erfaßt, regungslos stehen geblieben und keines von Beiden fand im ersten Augenblick ein Wort der Erwiderung. Das junge Mädchen überjah indessen bald die Situation, und da sie merkte, daß einige Leute, neugierig geworden, im Schritt innehielten, raunte sie der Mutter zu: „Bergiß nicht, daß wir auf der Straße sind, — später werde ich Dir erklären . . .“

In Mutter Schulze aber tobte es nicht zu bändigender Zorn; die Mahnung hatte nur den Erfolg, daß sie abermals losplatzte: „Ach was, erklären — wie Du vielleicht zum Skandal der Leute alle Tage mit dem Herrn da auf der Straße umher-spazieren mußt? Herrgott, Kläre, wie kannst Du nur . . .“

Weiter kam sie nicht, denn das tief erröthende Mädchen legte mit festem Druck die Hand auf den Arm der Scheltenden, so daß diese unwillkürlich abbrach. „Komm hinüber auf die andere Seite,“ flüsterete sie eindringlich, „Du siehst, die Leute gaffen uns schon an!“ Sie zog die Mutter quer über den Fahrdamm, während Oswald wie ein im Schlaf Wandelnder willenlos folgte.

In diesem Augenblick entsteht ein wüster Lärm, Geschrei, wildes Gestikulieren und Durcheinanderrennen der erschrockenen Straßengänger. Ein scheu gewordenes Pferd, das seinen Reiter abgeworfen, stürmt im rasenden Laufe die Straße hinunter.

„Achtung! Vorsicht!“ erkönt es von allen Seiten, und die zu Tode geängstigte Klara zerrt ihre Mutter krampfhaft nach, um mit ihr der drohenden Gefahr zu entriemen. Schon ist der schützende Bürgersteig fast erreicht, als Frau Elsa über ein in der Aufregung nicht beachtetes Hindernis strahlt, zu Boden stürzt, und zwar in denselben Augenblicke, wo der schaumbedeckte Durchgänger heranströmt.

Ein wilder Aufschrei aus hundert Kehlen — die Frau scheint allen rettungslos verloren. Da fliegt mit einem gewaltigen Satz das scheue Tier über die am Boden Liegende dahin, um dann sinnlos weiter zu rasen, bis es von einigen beherzten Männern eingefangen wird. Ein dichter Kreis hatte sich sofort um die Verunglückte, die an allen Gliedern zitternde Klara und den ebenfalls tödlich erschrockenen Oswald gebildet. Erstere war zwar besinnungslos geworden, hatte aber, wie sich herausstellte, keine äußeren Verletzungen erlitten und kam mit Hilfe einiger aus der benachbarten Apotheke schnell herbeigeschafften Mittel bald wieder zu sich. Man trug sie zu einer Bank, wo sie sich nach einigen Minuten soweit erholte, daß sie im stände war, in einer von Oswald herbeigeholten Droschke die Fahrt nach Hause anzutreten, während das zurückbleibende Publikum noch ein Weilchen den aufregenden Fall eifrig erörterte, um sich dann langsam zu zerstreuen.

Einige Stunden später saß Klara am Bett ihrer Mutter, den tiefen Atemzügen der ruhig schlafenden Frau lauschend. Obwohl der sofort herbeigerufene Arzt nach sorgfältiger Untersuchung erklärt hatte, daß sie keinerlei Schaden genommen, so blickte Klara doch mit einer gewissen Unruhe und Befümmernis auf die Schlafende. Sie machte sich einerseits Vorwürfe, daß sie mindestens die indirekte Schuld an dem glücklicherweise noch so gnädig abgelaufenen Unfall trage, andererseits hatten die tröstlichen Versicherungen des Arztes nicht völlig ihre Befürchtungen heben können; sie kannte die Natur ihrer Mutter und wußte, wie dieselbe die Folgen eines plötzlichen Schreckens oder Kummers nicht so schnell zu überwinden vermochte. So saß sie längere Zeit, den Blick zu Boden gesenkt, in ernste Gedanken vertieft da, als sie durch eine Frage der vermeintlich Schlafenden aufgeschreckt wurde: „Nun, Kind, woran denkst Du denn?“

„Ach, Muttchen, Du bist wach?“ erwiderte sie mit leichter Befangenheit, „an nichts dachte ich. Wie ist Dir zu Mute — hast Du gut geschlafen?“

„Prachtvoll, mein Kind, ich fühle mich wieder ganz munter, ich glaube, ich kann aufstehen.“

„Nein, Mutter, Du weißt, was der Doktor sagte: Ruhe, vollständige Ruhe.“

„Ja, so'n Doktor hat gut reden — was wird aus meiner Wirtschaft, wenn ich liegen bleibe?“

„Ach, einen Tag muß es doch auch mal ohne Dich gehen; morgen früh, wenn der Doktor es erlaubt, kannst Du ja wieder aufstehen.“

„Na, dann meinetwegen.“ brummte Frau Elsa, „aber weißt Du, Kläre, ich habe noch ein Hühnchen mit Dir zu pfücken — wegen vorhin . . .“

„Heute nicht, Du regst Dich doch wieder auf — morgen will ich Dir alles auseinanderlegen, Du sollst sehen, es ist nichts Unrechtes geschehen.“

„Warum denn morgen?“ entgegnete sie eigensinnig, „wenn ich schon im Bett bleiben muß, so sollst Du mir wenigstens gleich heute reinen Wein einschenken; sonst muß ich doch immer an die Geschichte denken und . . .“

„Na, denn in Gottes Namen, wenn Du durchaus willst. Aber eines, Mutter, sag' mir vor allen Dingen, wer hat Dich nur so weit gebracht, daß Du mir auf offener Straße nachspürst und Dich und mich vor aller Welt bloßstellst?“ —

„Ja, was sollte ich nur thun? Wenn schon das ganze Haus von Deiner Liebshaft mit dem Heinecke redet . . .“

— „Ach, dachst' ich es mir doch,“ unter-



Vom Bergsturz bei Brienz.
Blick über das Sturzfeld gegen das bedrohte und deshalb geräumte Dorf Schwanden.



Die Offiziersmesse in Pautingfu.



Deutsches Feldpostgebäude in China.

brach Kläre sie lebhaft, „Mutter, Mutter, wie magst Du Dich nur immer wieder durch den häßlichen Klatsch aufheken lassen! Denke doch an die Sache mit Kjubiza von Kadobanobits!“ —

„Nanu, Kläre — jetzt machst Du mir Vorwürfe, und ich meine doch . . .“

— „Nein, Muttchen, es sollen keine Vorwürfe sein — aber sag' selbst, wäre es nicht richtiger gewesen, wenn wir uns hier zu Hause aus-

gesprochen hätten?“ — „Freilich,“ meinte Frau Elsa kleinlaut — „ich hatte mir nicht recht überlegt . . .“

„Und nun will ich Dir auch offen und ehrlich sagen, was an dem ganzen Gerede wahr ist — nichts, als daß Herr Doktor Heinecke mich häufig von der Schule nach Hause bringt; wir plaudern dann die kurze Strecke über dies und jenes wie gute alte Freunde, aber von Liebe — ich gebe Dir mein Wort darauf, ist noch nie die Rede zwischen uns gewesen. Es war unrecht von mir — jetzt sehe ich es ein — Dir die Begegnung mit Doktor Heinecke zu verschweigen, aber es war auch das einzige Unrecht, das ich mir zu Schulden kommen ließ, und das Du mir hoffentlich verzeihst — nicht wahr, Muttchen?“

„Ja, mein Kind, wenn es sonst weiter nichts ist, sagte sie sichtlich erleichtert, „dann — dann — aber Kläre,“ fuhr sie dann kopfschüttelnd fort, „in der Ordnung ist so was doch nicht. Ein junges Mädchen kann nicht ängstlich genug auf seinen guten Ruf bedacht sein, und dann — das mußt Du Dir doch selber sagen — traut sich doch kein anderer Mann an Dich heran, wenn man Dich immer mit dem Doktor zusammen sieht.“

„Nun, Mutter, was liegt denn daran.“ [Fortf. folgt.]

Der Simpel.

Ein Reiseabenteuer. Von Helene von Goehendorff-Grabowski.

[Nachdruck verboten.]

Su Frankfurt am Main im Bahnhofrestaurant hatte er sie zuerst gesehen. „Er“ war ein junger, rheinländischer Gutsbesitzer und „Sie“ eine Miß. Aber keine von der gewöhnlichen Sorte reisender Engländerinnen, sondern ein kleines Wunder an Lieblichkeit. Sie schien allein zu reisen und dessen ungewohnt zu sein. Ihr Auftreten war bescheiden und schüchtern, dennoch lag etwas im Ausdruck ihres Gesichts, was Zudringliche fernhalten mußte; eine echt weibliche Würde, sanft wie Mondschein. Alles das sagte sich der junge Rheinländer, während er aus einer dunkeln Ecke des Wartezimmers hervor auf die kleine Miß hinschaute, die nichtsahnend ihre Bouillon schlürfte, in einem großen roten Buche blätterte, endlich das zierliche Haupt im dunkeln Schleierhütchen zurücklehnte und die Augen schloß. Er beobachtete das nicht nur mit dem oberflächlichen Interesse, welches uns wohl ein schönes, fremdes Menschenbild für Sekunden einzuslößen vermag, um dann über neuen Erscheinungen vergessen zu werden — sondern ganz anders! Er war nämlich Einer, dem nur etwas zum Glückseligsein fehlte — eine Königin für Herz und Haus — der bisher vergeblich nach dieser Königin Umschau gehalten seit Jahren und sie nun in dieser „englischen Vlie“ gefunden zu haben meinte! Er war seiner Sache eigentlich ganz gewiß. Sein Herz pochte beim Anschauen des süßen Gesichts, wie es noch niemals gepocht, und er empfand etwas wie Trunkenheit, die von dem soeben genossenen, miserabeln Kaffee unmöglich kommen konnte.

„Klinglingling! Einsteigen!“ Die Miß fuhr erschrocken empor und griff nach ihrem Handgepäck. „Sein das die Zug nach Wiesbaden?“ fragte sie den vorübergehenden Schaffner und begab sich nach erhaltenem, behandelndem Bescheide sofort auf den Perron. „Er“ folgte ihr auf dem Fuße und sah sehr energisch aus. „Dieses gehört Ihnen, wenn Sie mir einen kleinen Dienst leisten wollen.“ sagte er zu dem die Kupee-thüren öffnenden Schaffner, seine flache Hand ausstreckend. Der Mann zog eine überraschte, heitere Grimasse und blickte den eleganten Fremden wie ungläubig an. „Stehe zu Befehl, wenn sich der „Dienst“ mit dem meinigen verträgt.“ entgegnete er dann, an seiner Mütze rückend. „Was wünscht der Herr?“

„Sie sollen mir dazu verhelfen, daß jene junge Dame mit dem braunen Schleier und der blanken Ledertasche — Sie sehen sie doch? — in mein Kupee kommt. Verstanden? Und meinen Sie, daß es geht?“

„Es muß gehen.“ erwiderte der Mann lachend. „Spazieren Sie nur schnell hinein, wenn's gefällig ist. Der Zug wird stark besetzt. Hier Nr. 33 ist noch leer. Jetzt hol' ich die Schleierdame.“ Mit Eilfertigkeit verfolgte der Schaffner das Mißchen. „Dort hinten ist kein Platz mehr, Fräuleinchen! Alles besetzt!“

„Ich suchen die Damenkupee. Bitte, wo sein sie?“
„Ganz besetzt! Voll wie gepfropft, Fräuleinchen! Aber hier haben wir noch Platz. Hier hinein, wenn's gefällig ist.“ Sie standen nun vor Nr. 33, und das Mißchen warf einen Blick in das Kupee. „Mein. Danke. Darin sein ein Gentleman und ich fahren nicht mit soeins. Ich werde finden eine andere Kupee.“

„Nirgends mehr Platz, Fräuleinchen. Und in anderthalb Minuten geht's los!“

„Aber ich sage Sie, daß ich nicht will fahren mit eine Manns-person. Lieber besser ich bleiben hier.“

„Ei was, Fräuleinchen. Machens lei' Sach! Mit dem Herrn dadrin können getrost fahren, den kenn ich. Vor dem fürchtet sich kein Frauenzimmer. Das ist ein — Sempel!“ Die junge Engländerin blickte aufmerksam in das Gesicht des Schaffners. Sie hatte ihn nur halb verstanden, aber den Sinn seiner Worte einigermaßen gefaßt.

„Eine Sempel.“ wiederholte sie nachdenklich. „Was sein das?“
„Steigens nur ein, dann werden Sie's schon sehen. Gleich wird der Zug abgeh'n. Einsteigen, meine Herrschaften! 's ist die höchste Zeit!“

Nun befand sich das große, blanke Geldstück in der Hand des Schaffners und die schöne kleine Miß im Kupee Nr. 33. Seine List belächelnd stand der Mann auf dem Perron und ließ den Zug an sich vorbeigleiten. „Angenehme Fahrpartie!“ sagte er dann halbblut und schwenkte sich auf dem Absatz herum — „ich wollt', so Zwei können mir öfter!“ —

Der junge Rheinländer hatte den Vorgang an der Kupee-thür mit größtem Interesse verfolgt. Bis zum letzten Augenblick fürchtete er das Mißlingen des Plans und war daher froh überrascht, die junge Reisende schließlich dennoch bei sich einsteigen zu sehen. Wodurch konnte der Schaffner den plötzlichen Umschwung herbeigeführt haben? Die Miß schien ganz mutig,

streifte ihn sogar mit einem ruhig prüfenden Blick, nachdem sie möglichst fern von ihm Platz genommen; sein Gruß ward, wenn auch kurz, so doch nicht unfreundlich erwidert und sie ließ es geschehen, daß er ihr die Handtasche abnahm und unterbrachte. Danach ging die Miß in aller Gemüthlichkeit daran, es sich in ihrer Ecke bequem zu machen. Das Hütchen ward abgenommen und nun zeigte es sich erst, wie hübsch sie war. Der junge Mann bewunderte verstohlen das köstliche Braun des lose im Nacken geknoteten Haares, welches im Dämmerlicht Goldfunken sprühte — die strenge, reine Linie des jugendlichen Profils — die durchsichtig klaren, aurikelbraunen Augen endlich, welche es ihm zuerst und zumeist angethan, da in ihnen der Schlüssel zu der bisher ungelösten Frage seines einsamen Lebens zu liegen schien.

Soeben entzündete man die Wagenlampe. Die junge Engländerin streifte ihre langen dänischen Handschuhe ab und nahm wieder das rote Buch in die Hände. Himmel! Solche Hände an seinem Theetisch walten zu sehen! — Aber lesen durfte die Hulbin nicht! Er wollte reden und hören. Er mußte den Anfang machen, so klug oder so dumm es eben anging. „Wünschen Sie etwas über Ihr Reiseziel zu wissen, mein Fräulein? Gewiß könnte ich Ihnen besser als der Bäderer Auskunft geben. Ich bin hier in der Gegend bekannt.“ Sie hob langsam, augenscheinlich überrascht die dunkelumsäumten Lider.

„Das sein nicht der Bäderer. Das sein eine englisch-deutsche Konversationsbuch.“ entgegnete sie dann ernsthaft; „ich suchen eine Uort . . . eine Uort, was der Schaffner — eine merkwürdige Uort! Oh, die deutsche Sprache sein sehr schwer!“

„Man muß sich in Deutschland aufhalten und deutschen Umgang haben, um sie gut zu erlernen.“ sagte er lebhaft. „Bücher und selbst Studien nützen gar nichts. Konversation ist die Hauptsache. Sie, mein Fräulein, haben eine so exzellente Aussprache, daß es schade wäre, wenn Sie —“

„Schweige!“ unterbrach ihn die Miß, ihr Buch schließend. „Ich weiß sehr gut, daß das nicht wahr sein. Man lachen immer über mir, wegen meine Fehlern. Aber ich will lernen.“

„Das ist mir eine große Freude! Das ist mir wirklich sehr lieb!“

Sie zog die feinen dunkeln Brauen erstaunt in die Höhe. „Oh, das ist Sie lieb? Was haben Sie mit meinem Lernen zu thun?“

„Ich freue mich, daß Ihnen die deutsche Sprache gefällt — und daß Sie sich längere Zeit in Deutschland aufhalten!“ erwiderte er unverdrossen liebenswürdig.

„Aber die deutsche Sprache gefallen mir nicht, und ich werden mir nicht sehr lange in Deutschland aufhalten, mein Herr! Es sein fashionable, zu reisen auf die Kontinent — und zu lernen die deutsche Sprache — for that I am here.“

Er hatte bis zur Stunde die englische Sprache für plump und unschön gehalten. Diese wenigen Worte von Mißchens rofigen, trotzig gekräuselten Lippen belehrten ihn eines Bessern. „Das ist die Sprache der Engel!“ sagte er zu sich selbst, laut hinzusetzend: „Ich, mein Fräulein, liebe das Englische und es ist mein heißester Wunsch, es zu erlernen.“

„So müssen Sie gehen nach England, und machen wie ich.“ erwiderte sie gleichmütig und öffnete ihr Buch wieder, darin hin- und herblättern. „Sam — Sem Sim —“

„Es ist wirklich vorteilhafter, Konversation zu machen, mein Fräulein.“ sagte ihr unermüdliches Gegenüber nach einer kleinen Pause; sie legte den spitzen Zeigefinger zwischen die Blätter und blickte geduldig wieder auf.

„Warum brechen Sie mich unter, mein Herr, wenn ich lese? An english Gentleman würde —“

„Was würde er, mein Fräulein?“

„Marten Sie.“ Sie blätterte eifertig hin und her. „Hier! Er würde — sein Mund halten.“

„Danke gehorsamst!“

„Oh — nicht dankenswert. Ich haben es nicht gemacht — es steht in diese Buch.“ Der junge Mann sah ein wenig beleidigt aus. „Ihr Lexikon scheint mir eben nicht das beste Deutsch zu enthalten.“ sagte er, während eine feine Rote in sein Antlitz stieg; „ich rate Ihnen, nicht zu oft darin nachzuschlagen, mein Fräulein.“

Die junge Engländerin blickte ihn aufmerksam an. „Pardon, wenn ich unhöflich gewesen sein.“ sagte sie mit dem sanften, freimütigen Aufblick, der so beredt zu seiner Seele sprach — „meine Lernen sein noch so jung. Ich komme direkt von London, haben nur zwei Tage in Heidelberg gewesen, zum Besuch von eine Freundin, was dort sein verheiratet.“

[Fortsetzung folgt.]



Walfischfang an der Küste Sibiriens. Von C. Magdesian.

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Bruner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mit einigem Besremden erwiderte der junge Bildhauer: „Gewiß, und er hat sich dessen auch vollständig würdig erwiesen. Fünfundzwanzig Jahre war er in den Diensten Papas und ich hörte nie ein Wort der Klage über ihn, Sie meinen, Herr Doktor, doch nicht etwa, daß . . .?“

„Ich meinte nichts, mußte aber notwendigerweise diese Frage thun.“ Die Antwort des Kriminalisten war in verbindlichstem Tone gegeben, klang aber ziemlich kurz.

Max wurde eigentümlich davon berührt. Dieser Mann mit den endlosen Fragen wurde ihm unsympathisch; ein unangenehmes Gefühl stieg in ihm auf, für das er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Es schien ihm, daß der Untersuchungsrichter, den sein Beruf immer nur in die düsteren Tiefen des Lebens schauen ließ, den Verbrecher in jedem suche, der ihm auch nur den kleinsten Verdacht bot, und er im Geheimen an jedermanns Ehrlichkeit zweifle.

5.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, als der Wagen wiederum vor dem Herrenhause hielt. Max lud die Herren ein, an dem Abendessen teilzunehmen, was von denselben dankend angenommen wurde.

Dr. Bollant begab sich, während Max den Untersuchungsrichter in den Salon geleitete, in das hintere Erkerzimmer des ersten Stockes, wo Frau Rawen in schweren Nervendelirien darniederlag. Eine barmherzige Schwester, welche Lucie sich von der Oberin des Franciskanerinnenklosters in Bärenstein erbeten hatte, wartete abwechselnd mit dieser, welche durch die übrigen wirtschaftlichen Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen war, der Kranken. Mit Besorgnis mußte der alte Arzt leider konstatieren, daß das Fieber noch immer im Steigen begriffen sei, wiewohl die Körpertemperatur kaum mehr eine Erhöhung zuließ, ohne daß das Leben der Patientin äußerst gefährdet ward. Nachdem er der Schwester die nötigen Instruktionen erteilt und ihr dringend eingeschärft hatte, bei einer weiteren Fieberzunahme auch Nichts ihn durch einen Boten verständigen zu lassen, ging er ebenfalls in den im Erdgeschoße befindlichen Salon.

Dortselbst hatte sich, während die Herren im Brettzrunde gewesen waren, ein neuer Gast eingefunden: Herr Rudolf von Eichentreu, der in der Nachbarschaft ein kleines Güttchen, kaum so groß wie ein Bauerngut, besaß, das überdies tief verschuldet war. Von Eichentreu, der ehemals Offizier gewesen war und wegen verschiedener Vorfälle, die eigentlich niemals recht bekannt wurden, quittiert hatte, war etwa fünfundvierzig Jahre alt, doch glich sein Aussehen weit mehr einem Fünfundfünfzigjährigen. Ein hagerer großer Mann, dessen knappenliegende Kleider einen gewissen eleganten Schnitt trugen, aber Spuren der Benützung aufwiesen. Aus dem blendend weißen Hemdkragen, um den sich eine nachlässig gebundene Krabatte schlang, wuchs ein brauner, allzu hoher Hals, auf dem ein mächtiger Kopf saß, der vom Haare fast ganz entblößt war. Nur an den beiden Schläfen zog sich ein dünner schwarzer Streifen bis zu dem Hinterkopfe, der noch mit krausem Haar bewachsen war. In das gebräunte Gesicht hatten Leidenschaften ein paar kräftige Furchen gezogen, die über den Augenbrauen in einer tiefen Rinne sich vereinigten. Die matten in den Höhlen liegenden Augen erhielten durch ein Pincenez eine Verschärfung ihrer Sehkraft. Unruhig und unfähig flackerten sie, wenn sie nicht hinter den halbgeschlossenen Lidern starr auf einer Stelle wurzelten. Das Antlitz war nicht unschön, wenn auch die bläulich angelaufenen Lippen etwas aufgeworfen waren. Aber einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß in diesem unruhigen Blicke, dem Zucken der Mundwinkel und Vibrieren der Nasenflügel sich ein unbestimmtes Etwas ausprägte, das die anfängliche Sympathie vollständig rauben mußte. Dazu kam noch, daß die höflichen, verbindlichen Worte mitunter im Widerspruch waren mit der Miene.

Dr. Bollant war nicht sonderlich angenehm berührt, als er von Eichentreu wahrnahm, und ziemlich kühl erwiderte er die liebenswürdige Begrüßung desselben. Nur flüchtig berührte er die ihm dargebotene langfingerige knochige Hand des Gutsbesizers, der mit einiger Salbung begann: „Heute, Herr Doktor, mag Ihnen Ihr ohnedies mühevoller Beruf gewiß recht beschwerlich geworden sein. War es doch ein Freund von Ihnen, unser aller Freund, dessen fliehendes Leben Sie nicht mehr zurückzuhalten vermochten. In Bärenstein vernahm ich die entsetzliche Kunde, und ich konnte es anfangs nicht glauben, daß das Schreckliche wahr sein könnte. Leider war es so. Vor wenigen Tagen erst sprach ich mit Herrn Rawen. Da hatte er noch so große Pläne, so vieles wollte er noch schaffen, und nun . . .“ — er seufzte.

Der alte Arzt blickte ihn unwillkürlich schärfer an. Eine Gemütsbewegung hätte er Herrn von Eichentreu kaum zugetraut. Aber es lag wirklich so ernste Trauer auf dem Gesichte des ehemaligen Offiziers, daß er gleichfalls in bedauerndem Tone sagte: „Pläne! Was sind Pläne, wenn so jäh ein Menschenleben gekürzt werden kann, wenn selbst ein so edler Mann keinen Augenblick sicher ist, vor der Kugel eines schurkischen Mordmörders?“

„Meine Herren!“ wandte der Untersuchungsrichter, der sich in einen Sessel zurückgelehnt hatte, ein, und ein überlegenes Lächeln ging über seine strengen Züge; „Sie haben Recht, daß das Menschenleben trotz aller Sicherheitsvorkehrungen recht schutzlos ist. Aber eine teilweise Erklärung — natürlich gilt dies nicht für alle Fälle — liegt darin, daß der Mensch vielfach seiner Umgebung zu wenig Aufmerksamkeit schenkt und zu viel Vertrauen hat. Manche böse That würde ungeschehen bleiben, wenn die Menschen mit ihrem Vertrauen sparsamer umgehen und aufmerksamer prüfen würden, wenn sie dasselbe schenken. Wir Kriminalisten kommen oft genug in die Lage, dies mit Bedauern konstatieren zu müssen.“

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Dr. Bollant wandte sich, im Innern wütend auf Dr. Rosen, von dem jungen Bildhauer, dessen Züge blässer geworden waren, während die Lippen sich enger aufeinander preßten, zu Herrn von Eichentreu. Aber überrascht hielt er das Wort, das er auf der Lippe hatte, zurück, denn das abwärts gewendete Gesicht desselben war farblos und der Zwicker fiel ihm klirrend zu Boden. Dem Arzte schien es auch, als ob die Hand, mit welcher von Eichentreu darnach griff, zitterte.

Max war unwillkürlich dem Blicke des Dr. Bollant gefolgt, und auch er war von dem Aussehen des Gutsnachbars überrascht. In denselben Augenblicke aber durchzuckte sein Hirn schon der Gedanke: vielleicht wußte auch dieser um das letzte Wort des Toten und war deswegen so peinlich berührt, weil er meinte, daß die Bemerkung des Untersuchungsrichters in einer ganz bestimmten Absicht erfolgt sei. Eine dunkle Blutwelle schoß in seine Wangen, zumal als er wahrnahm, daß Dr. Rosen, erstaunt über das Schweigen, aufsaß. Gewaltig zwang er sich zu einer Erwiderung: „In Ihrer Behauptung, Herr Doktor, liegt leider viel positive Wahrheit, wiewohl meines Erachtens ein ehrlicher Mann nie vor Schurken sicher ist, die das Verbrechen als Metier betreiben und welche bei passender Gelegenheit, wenn sie Beute zu erreichen hoffen, jemanden niederzuschlagen. Die größte Vorsicht und die genaueste Prüfung der eigenen Umgebung ist nicht im Stande, dies zu verhindern.“

„Gewiß. Ich wies eben nur darauf hin, daß ein großer Teil von Verbrechen, insbesondere Morde, von Leuten aus der Umgebung dieser unglücklichen Opfer ausgeführt werden. Die Kriminalstatistik bietet darüber ein ziemlich genaues Bild. Es sind ja oft genug Jähzorn, Haß und Rache die Motive zu solchen fürchterlichen Thaten, und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Empfindungen eben nur, oder doch fast nur von Leuten in der Umgebung des Opfers gehegt werden.“

Diese klaren, ruhigen, leidenschaftslosen Worte des Sachmannes wirkten niederdrückend auf die Herren. Während Max und der Gutsbesitzer schwiegen, entgegnete Dr. Bollant, der den aufsteigenden Zorn nur mühsam bemeistern konnte und dessen Gesicht hochrot geworden war, ziemlich erregt: „Sie mögen vollständig Recht haben, Herr Doktor, mit Ihren Anschauungen, nur meine ich, Sie verzeihen, daß, nachdem über dieses Haus ein ähnliches so trauriges Schicksal hereingebrochen ist — —“

Ein wenig erschreckt sah der Untersuchungsrichter auf, dann sagte er in verbindlichstem, bedauerndem Tone: „Ich bitte die Herren um Entschuldigung, wenn meine Worte anders gedeutet wurden, als ich sie meinte. Ich hatte selbstverständlich nur das Eine im Auge, darauf hinzuweisen, daß bedauerlicherweise die Menschen in der Regel allzu wenig prüfen, wer des Vertrauens wert ist und wer nicht. Ein konkreter Fall schwebte mir natürlich nicht vor.“

Max nickte leicht mit dem Kopfe, während es über das Gesicht des Herrn von Eichentreu unmerklich zuckte.

Aber auch nach dieser Erklärung wollte kein weiteres Gespräch auskommen, und wie eine Erlösung begrüßten es alle, als das Stubenmädchen meldete, das gnädige Fräulein lasse die Herren zum Speisen bitten.

Lucie, die im Speisezimmer bereits wartete, begrüßte die Herren mit ernster Freundlichkeit. Sie bebt ein wenig, als Max ihr Dr. Rosen vorstellte und dieser ihr mit einer tiefen Verbeugung die Fingerspitzen küßte. Ihrem scharfen Blicke entging es nicht, daß Max und Dr. Bollant etwas verstimmt seien, und

ängstlich suchte sie in deren Mienen zu erforschen, was wohl die Ursache gewesen.

Dr. Rosen erwies sich als ein geistreicher Gesellschafter, der in zurückhaltendem, aber immer verbindlichem Tone fast die ganze Unterhaltung allein besorgte. Er suchte hierbei auch die anderen Herren in das Gespräch zu ziehen, hatte aber damit wenig Erfolg. Nur Herr von Eichtreu nahm einigermaßen an der Konversation Teil. Er schien aber trotzdem nicht angenehm berührt, wenn sich der Untersuchungsrichter direkt an ihn wandte und die unergündlich kühlen Augen auf ihm ruhten.

Dagegen bewies er Lucie gegenüber einen außerordentlichen Eifer, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, erreichte aber damit nur das Gegenteil, und unwillig zuckte es ein paar Mal um ihre Mundwinkel.

Lucie hob nach kurzer Dauer die Tafel auf, worauf sich Dr. Bollant und Herr von Eichtreu empfahlen. Dr. Rosen suchte das ihm zugewiesene Zimmer auf. Noch Stunden waren seine Fenster erleuchtet.

Als Lucie an diesem Abend Max Hand und Wange zum Gute-Nachtgrüße darbot, zog er sie enger an sich. „Du weißt nicht, Schwesterlein, wie mir heute so seltsam zu Mute ist. Ich kann mir nicht helfen, aber es ist mir, als läste die ganze schwere Verantwortlichkeit für dieses Verbrechen auf meinen Schultern. Noch ist ein Verdacht nicht ausgesprochen worden, aber er drückt mich schon nieder.“

Sie legte sanft ihre Hand auf seinen Arm. „Das ist nur der Nachhall meiner thörichten Frage an Dich. Du darfst nicht so kleinmütig darüber sein. Züme mir, aber schaue lähn in die Welt. Und jetzt geh und verschlafe all Deine trüben Gedanken! Morgen im Sonnenlicht wird's anders sein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Zum ersten Male küßte er sie nicht auf die Wange, sondern auf die vollen rosigen Lippen, und aus dem Blutströme, den sie atmeten, trank er die Liebe. Wie sie so innig in seinen Armen lag und er ihr Herz an dem seinen klopfen hörte, da fühlte er in süßem Bangen, daß es kein brüderliches Empfinden mehr war, das er für sie hegte, sondern eine heiße starke Mannesliebe. Und ihre feuchtschimmernden Augen spiegelten die herbe Seligkeit, das süße erschauende Glück ihrer jungen Liebe wieder.

„Ich will's thun, wie Dus sagtest, Lucie, denn Du hast wie immer Recht,“ flüßerte er zärtlich, als er sie aus den Armen ließ und nochmals ihre schmale weiße Hand drückte.

In seinem Zimmer lehnte er noch lange am Fenster und sah hinaus in die lange Sommernacht, bis der Sternenglanz unter den schwarzen Wolken, die sich hastend am Horizont emporstoben, erstarb und ein dumpfer, langhallender Donner von weitem sich hören ließ.

6.

Am nächsten Tage fand die Beisetzung des Gutsbesizers statt. Eine zahllose Menge Dorfbvolkes, aber auch die ganze Gutsnachbarschaft und viele Herrn Namen besfreundete Familien aus Bärenstein nahmen an derselben Teil. In dem sonst einsamen Gutshofe wogte und wallte eine bunte Menge, die im

Züßertone sich Mutmaßungen über den Mord und dessen Opfer zuraunte. Mit ehrfürchtiger Scheu, aber doch brennend vor Neugierde, starrten sie insbesondere Dr. Rosen an, der in Uniform des Oesteren langsam den Hof abschnitt und dabei seine Augen unablässig über die Leute schweifen ließ, auf die Aeußerungen horchte und ihre Mienen beobachtete.

Als des jungen Bildhauers kraftvolle hohe Gestalt sichtbar wurde, äußerten die Dorfleute lebhaft Bewegung, und auf den Gesichtern konnte man deutlich lesen, daß sie dem „jungen Herrn,“ wie sie ihn nannten, sympathisch gefinnt seien. Max, der bleich und übernünftig aussah, dankte freundlich für die zahlreichen Grüße, und nicht selten schüttelte er dem Einen oder dem Anderen die schwierige Hand.

Der Gartenpavillon, in welchem der Gutsbesitzer aufgebahrt lag, war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und mit Palmen und Blumen in einen stillen dufenden Garten umgewandelt worden. Große schwarzumflorte Kerzen brannten rings um den Sarg, zu dessen Häupten neben einem Kreuzfix ein zierliches Porzellangefäß mit Weihwasser gefüllt stand, in welches die Leute ihre Finger tauchten, um nach altem Brauch den Toten mit ein paar Tropfen zu besprengen. Blüten und Knospen, besonders Rosen, waren in reicher Fülle über den Sarg gestreut und selbst zwischen den gefalteten Fingern blühte neben dem Kreuzfixe eine dunkle Rose. Lucie meinte damit am besten dem Gedenken ihres Vaters zu entsprechen, der ein großer Blumenfreund gewesen war.

In langem Zuge wallten die Dorfleute über den breiten Kiesweg des Parkes zu dem Pavillon. Und auf den grobkörnigen gefurchten Gesichtern lag so viel ehrliches aufrichtiges Mitgefühl, daß das wirrende thränenlose Weh, das Lucie, die fast nicht vom Sarge wich, empfand, den bittersten Stachel verlor. Sie machten nicht viel Worte, diese Männer in den kurzen Sammetröcken, deren Glanz in den langen Jahren längst verblichen war, und diese Frauen, deren zusammengerissene, leicht gebeugte Gestalten und gekrümmte Finger bezeugten, daß sie hart vom Leben mitgenommen seien; ein paar rauh klingende Töne aus tiefer Brust, ein kurzer Händedruck, aber ein Blick, in welchem es feucht glänzte, so kamen und gingen sie mit schweren müden Schritten.

Wie ganz anders war doch die Bethätigung des Mitempfindens dieser bildungsfernen Leute, welche die Worte nicht erst auf der Zunge abwogen, bei denen es aber aus dem Herzen, dem eigenes Leid nicht fremd war, kam — und den vielen Worten, mit welchen gestern Herr von Eichtreu ihr sein Beileid ausgesprochen. Es war, als wollte er das mangelnde Gefühl durch die Menge der Worte ersetzen und verdecken, sie hatte das instinktmäßig geahnt, und ein Empfinden, dem Elend nicht unähnlich, war in ihr aufgestiegen. Sie hatte ihn nie leiden mögen, denn die seltsame, nur mühsam beherrschte begehrlische Blut, die in seinen Blicken lag, wenn er sie, scheinbar, un beobachtet, ansah, hatte ihr geradezu Widerwillen und auch eine gewisse peinliche Furcht eingeblößt. Die Art nun, wie er ihr sein Beileid aussprach, hatte ihren Widerwillen gegen ihn noch erhöht.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Das Wettfieber der Französinen bei den Rennen macht täglich Fortschritte. Es ist eine Thatsache, schreibt ein Beobachter, daß bei den Rennen von der elegantesten Weltkame bis zur Frau des Kohlenhändlers und der Köchin hinab alle Frauen wetten oder für sich wetten lassen. Auf diesem Gebiet wird die englische Sprache unibersell, wie die französische Sprache es für die Diplomaten geworden ist. „Outsider“ und der „dead heat“ sind in der Volkssprache gebräuchliche Ausdrücke. Den Weltkamen erleichtert man den Versuch, indem man ihre Wetten auf den Tribünen aufnimmt und ihnen in dem kleinen, darunter befindlichen Salon ihren Gewinn aushändigt; meist schicken sie einen Freund zur Entgegennahme des Gewinns. Sie sind gute Spielerinnen, beklagen sich nur lachend und tragen anscheinend eine große Unbefangenheit zur Schau, unter der sich die Leidenschaft für das Spiel sehr gut verbirgt. Aber wie leidenschaftlich sind sie in ihrem Innern erregt! Wie sie das Rennen verfolgen! Es wäre unnütz, einen Versuch zum Stirren zu wagen, sie würden doch nichts hören. Sie fürchten sich auch nicht, einen Jockey zu befragen. Man sieht z. B. Mme. X . . . ein Pferd auf die Empfehlung des einen nehmen, ein anderes auf Anraten eines Kenners und schließlich ein drittes und viertes auf die vertraulichen Mitteilungen im letzten Augenblick, sodaß sie, um sich zu decken, schließlich ohne Deckung ist und verliert. Andere sind äußerst mißtrauisch und spielen nur aufs Geratewohl. „Wetten Sie auf das Pferd Ihres Gatten?“ „Niemals. Hat zu wenig Glück.“ „Wer? Ihr Gatte oder das Pferd?“ „Beide, und ich mit ihnen!“ . . . Aber der Rennplatz ist auch voll von Frauen aus dem Volke, die wie Männer wetten und gut unterrichtet zu sein glauben. Die einen befragen die Sonnambulen, die andern die Kartenlegerinnen. Ich kannte übrigens auch einen Weltkamen, der am Rennspiel Geschmack fand, weil er eine Frau zur Freundin hatte, die in der Nacht den Namen des gewinnenden Pferdes träumte. Er ge-

wann zuerst, aber der Traum ist ein Alp geworden, der arme Junge hat große Summen verloren. Viele Frauen aus dem Volke können nicht selbst zu den Rennen gehen und wollen doch spielen. Heimliche Agenturen nehmen für sie die Wetten von 25 Sous an. Sie haben nicht unsonst Unkosten und Gefahren. Die Hausleute spielen auch, sie sind durch Pierre, den Kammerdiener eines Rennstallbesizers, oder durch Paul, der einen Jockey kennt, oder durch einen Friseurgehilfen, der zu seinen Kunden beim Triflieren davon plaudert, unterrichtet. Alle Welt spielt also. In Deauville hat man sogar einen Abbé gesehen, der kein Rennen ohne Wetten vorbeigehen ließ, sodaß man ihn den „Almosenpfleger der Rennen“ nannte. In Deauville giebt es auch eine sehr geachtete Weltkame, die leidenschaftlich für die Rennen ist. Sie hat einen alten sehr guten Koch, der ein ehrlicher Diener ist und dieselbe Leidenschaft für Rennen hat; er läßt das Mittagessen oft anbrennen oder vergißt es gar, um Informationen für Madame zu holen. Und Mme. de X . . . befragt ihre Kammerfrau, weil sie mit einem Jockey gut steht. Sie verliert gewöhnlich, giebt aber trotzdem viel auf ihre Kammerfrau! . . . Es ist überall das Mysterium der Illusionen . . .

✻ Unsere Bilder. ✻

Walffischfang an der Küste Sibiriens. Schon von jeher galt die Walffischjagd als die interessanteste Seejagd. Früher war sie allerdings bei weitem beschwerlicher als heute. Damals näherten sich die Harpuniers in Booten dem Walffisch, um ihn ihre, an langen Seilen befestigten und mit Widerhaken versehenen Speere ins Fleisch zu treiben. Heute hat man auf den Schiffen Geschütze, aus denen die Leine mit der Harpune geschossen wird. Am Ende der Harpune befindet sich ein Sprenggeschok, welches im Walffischkörper explodiert und so den Tod dieses Riesentieres herbeiführt. Der Walffischfang ist ein reich lohnender und wird darum an den Nordküsten sehr umfangreich betrieben.

Der letzte Freund. Von aller Welt verlassen, verbringt der alte blinde Geiger den Rest seiner Tage in seiner kleinen ärmlichen Behausung nur in Gesellschaft seines treuen Pudels. Die beiden haben sich im Laufe der Zeit immer mehr an einander gewöhnt. Der Greis nimmt erst sein kargliches Mahl ein, wenn er für seinen Hund gesorgt hat und dieser weicht weder Tag noch Nacht von seinem Herrn. Nun ist der Pudel erkrankt und als der alte Mann seinem Liebling eine Schale mit Milch reicht, ist der Hund zu kraftlos, um sich zu erheben. Traurig streichelt ihm sein Herr das Fell. Geht ihm nun auch sein letzter Freund verloren?

Das Dorf Schwanden, durch Bergsturz bedroht. Beim schönen Brienz im Berner Oberland ist wieder einmal ein ganzes Dorf durch die Gefahr eines Bergsturzes aufs äußerste gefährdet. Die Anfänge der Gefahr reichen weit zurück, schon vor etwa 50 Jahren begannen die Bergstürze, im letzten Winter und in diesem Frühjahr wurde die Sachlage drohend. In der Nacht zum 14. April erfolgte der Sturz einer Gesteinmasse von fast einer Million Kubikmeter — auch dieser Sturz ist jedoch nur ein Vorbote größeren Unheils. Die Regierung läßt die Gegend seit längerer Zeit scharf beobachten und bewachen und hat jetzt die gänzliche Räumung des bedrohten Dorfes Schwanden angeordnet. Die fleißigen Bewohner des Ortes müssen zum Wanderstab greifen, um sich anstatt der lieben alten eine neue Heimat zu suchen.

Offiziersmesse in Pautingfu. Nun hat sie sich schon aufgelöst, diese fröhliche Tafelrunde auf chinesischem Boden! Aber das Bildchen behält sein Interesse; es zeigt so recht, wie unsere deutschen Offiziere sich auch in der Fremde, mitten unter Strapazen und trotz so mancher Enttäuschung, ein behagliches Heim zu schaffen suchen, ein kleines Stückchen Deutschland in Ostasien.

Von der deutschen Feldpost in China. Das kleine einstöckige Haus, das auf unserer Abbildung dargestellt ist, dient zur Zeit in Ostasien als Dienstgebäude für die Feldpoststation 2 und für das deutsche Postamt. Es ist als staatliches Gebäude gekennzeichnet durch das deutsche Reichswappen neben dem Eingang, der hinwiederum rechts und links von einer chinesischen Wallbüchse flankiert wird. Das Betriebspersonal setzt sich aus drei Beamten, Feldpostsekretär Hagedorn, Kuchenbeißer und Tramborg, zusammen, denen zwei Feldpostschaffner, drei Burschen, zwei Bedonnamenz und chinesische Briefträger beigegeben sind. Dazu kommt noch der Diener und ein Kuli. Einer der Soldaten führt die deutsche Feldpostflagge.

☛ Gemeinnütziges. ☛

Ohrenentzündung. Gegen Ohrenentzündung leistet oft ein Ueberschlag von gekochten Zwiebeln sehr gute Dienste. Man schält ein oder zwei große Zwiebeln, dämpft oder zerdrückt sie zu Brei. Sie werden heiß in ein feines Tuch eingeschlagen und so übergelegt. Dies hat in vielen Fällen sehr günstig gewirkt.

Umschläge kochend heiß auslegen zu können. Man legt unter den heißen Leinenjamen- oder Wasserumschlag ein Stück Flanell.

Frappantes Beispiel.

Freund: „Nun, wie wirst Du denn fertig, seitdem Du Deinen tüchtigen Sekretär verloren?“

Bureauchef: „Eine Konfusion herrscht jetzt im Bureau wie in der Schreibung des Wortes Kautschau.“

Im Lande der Ruinen.

Der reiche Gutsbesitzer Witt aus Holstein ist mit Frau und Kindern nach Italien gereist. Seine Erwartungen sind aufs Höchste gespannt. Um so größer war die Enttäuschung! „Nee, keinners,“ sagt er nach ein paar Tagen schon zu seiner Familie, „lat uns man na Hus föhr'n — hier is jo allens intwei.“

Galgenhumor.

Theaterdirektor (vor der Tellaufführung): „Ist der, Gefler schon in der Garderobe?“

Rassiererin: „Nein, aber durch diese hohle Kasse muß er kommen!“

Kathederweisheit.

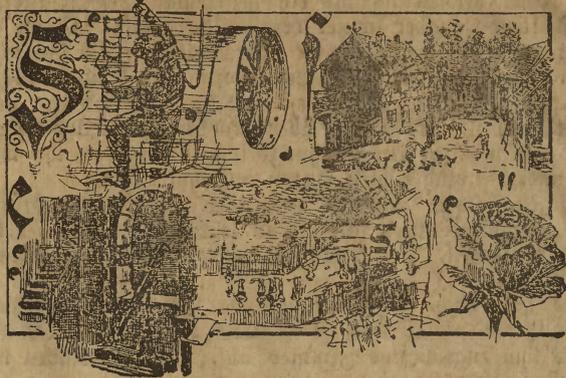
Professor: „... Als die Hunnen an die Donau und nach Pest kamen, gründeten sie diese Stadt.“



„Großpapa, warst Du früher auch einmal so klein wie ich?“
„Ja wohl, mein Kind.“
„Warst Du da auch schon Großpapa?“

☛ Nachtsch. ☛

1. Begierbild.



2. Silbenrätsel.

ak am be des di e ga ge gin he i i ka ky le li mo na nan
ni ni ni ob phi re rew ro scha si spon te thu ti tom we

Aus obigen 35 Silben sind zehn Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben — von oben nach unten gelesen — ein deutsches Sprichwort ergeben. Die Worte bedeuten: 1. eine gasförmige, chemische Verbindung, 2. das Reittier des Don Quichotte, 3. einen berühmten Physiker und Astronomen, 4. einen russischen Maler, 5. einen Fluß in Asien, 6. ein großes Opfer, 7. einen Fluß in Rußland, 8. eine Tochter eines griechischen Dersführers im trojanischen Kriege, 9. einen bekannten Opernkomponisten, 10. einen griechischen Geschichtsschreiber.

3. Rätsel.

„Du schreibst so lange schon kein Wort,
Umbüßert im Gemüte;
Ist denn der Baum nun ganz verdorrt,
Der einst so herrlich blühte?“

„Ach, Freund, wie peinigt mich das Wort,
(Zwei Laute d'raus genommen);
Bög' dieser böse Geist doch fort,
Um nie zurück zu kommen!“

Er legt mir Geist und Leib in Haft,
Wie ich mit ihm mag ringen;
Er raubt mir alle Lust und Kraft
Und lähmt zum Flug die Schwingen.“

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Das Zimmermädchen befindet sich auf dem umgekehrten Bilde, so, daß die Schleppe der Dame seine Taille und das Teppichmuster den Kopf bildet.
2. Uhorn, Linde, Birke. Waute, Basten, Sorand, Jeland, Oregon, Roden, Rienz, Ruzig, Nidel, Elbing.

☛ Lustiges. ☛

Kindliche Frage.

Vorsichtig.

„Warum sich nur der Doktor Schnürl durch einen solchen Ignoranten, wie der Doktor Sälble ist, vertreten läßt?“

„Sehr einfach. Der muß darauf sehen, daß ihm nicht am Ende während seiner Abwesenheit ein anderer Doktor seine paar Patienten gesund macht!“

Aus der Instruktionstunde.

Unteroffizier: „Sagen Sie mir einmal, Krauthuber, was war das für ein hervorragendes, bedeutendes Ereignis, das achthundertsechzig stattfand?“

Krauthuber (bescheiden erwidert): „Herr Unteroffizier meinen vielleicht, daß — weil — ich da geboren wurde?“

Ein guter Dienst.

Dienstmagd (zum Stubenmädchen): „Hast Du auch recht viele Kleider zu putzen, Marie?“

Marie: „Nein, ich hab's in dieser Hinsicht famos! Das Fräulein radelt des Morgens davon, der junge Herr kommt gar nicht zu Hause, und den Habelok von dem Herrn sperrt die gnädige Frau abends in ihren Kasten!“